

Michael Arndt

**MEIN HERZ IST STILL
UND WILL ES**

Selbstbestimmt leben und sterben –
vier freie Entscheidungen

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2023

Bibliografische Information durch die
Deutsche Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Lektorat: Barbara Lösel, Nürnberg (www.wortvergnügen.de)
Cover: Axel Voigt, Zirndorf, (www.folio-print.de), unter
Verwendung eines Fotos von Tim Johnson/pixabay

ISBN 978-3-96940-661-8

Copyright (2023) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

www.engelsdorfer-verlag.de

22,00 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

VORWORT

Dies ist ein Buch über den freien Willen, über die Würde des Menschen. Mit diesem Buch möchte ich zum vielstimmigen Diskurs über die Sterbehilfe beitragen.

Zum grundlegenden Verständnis eine Begriffsklärung:

Ein Suizid ist die vorsätzliche Beendigung des eigenen Lebens. Suizid: lateinisch sui, seiner [selbst], und caedere, töten. Im Deutschen sprechen wir von Selbstmord und Freitod – zwei Bezeichnungen, die gegensätzlicher nicht sein können.

„Selbstmord“ hat die Ursache im Äußeren (z. B. das Gefühl, nicht gesehen zu werden; Sinnverlust; Depression), die i. d. R. zu einer Verengung der Wahrnehmung führt. Somit ist eine freie Entscheidung fragwürdig.

„Freitod“ ist ein autonomer Entschluss aus dem Inneren; gewachsenes, erwachsenes Leben in Achtsamkeit, gereift zur Entscheidung für die eigene Würde.

Wir alle wissen, dass wir sterben müssen. Wir wissen eben (noch) nicht, wann und wie.

Ich habe Menschen als Seelsorger, Sterbe- und Trauerbegleiter unterstützt und kenne Suizidenten wie auch ihre trauernden Hinterbliebenen; zwei völlig unterschiedliche Situationen! Suizidenten sind eher verzweifelt und nehmen akut nur ihr Leid wahr, nicht die möglichen Folgen ihrer Handlung. Und ihre Hinterbliebenen (Suizid-Trauernde) sind i. d. R. sprach- und fassungslos, hilflos der Warum- und Schuldfrage (hätte ich es nicht eher sehen müssen!?) ausgesetzt. Noch hinzu erfahren sie i. d. R. leider immer noch eine Ausgrenzung durch andere (z. B. Freunde, Nachbarn).

Der „Motor“ für die Gestaltung unserer Würde ist unser freier Wille. Und der Staat hat diesen freien Willen mit Gesetzen zum Schutze aller zu regeln. Durch das BGH-Urteil vom 26.02.2020 (2 BvR 2347/15) waren die Parteien aufgefordert, Gesetzentwürfe vorzulegen.

Der Kern des BGH-Urteils besagt zusammengefasst:

„Jeder hat ein Recht auf ein selbstbestimmtes Sterben. Dies schließt die Freiheit mit ein, sich selbst das Leben zu nehmen und sich dabei von anderen helfen zu lassen. Dieses Recht ist nicht auf schwere oder unheilbare Krankheiten beschränkt. Es besteht in jeder Phase des Lebens.“ (Klaus Hempel; ARD, 2020)

Leider sind am 06.07.2023 zwei Gesetzesentwürfe von fraktionsübergreifenden Gruppen über eine Neuregelung der Suizidhilfe mehrheitlich zurückgewiesen worden. Somit muss das Gesetz neu beraten werden.

Der freie Wille verlangt uns Eigenverantwortung ab. Freiheit ist eine Zumutung!

Fragt man, warum ein geflüchteter Ukrainer, der durch die Rückkehr ins Kriegsgebiet sein Leben in Gefahr bringt, eher akzeptiert wird, als eine andere Person, die sich aus welchem Grund auch immer suizidiert, so wird das Spannungsfeld deutlich, in dem wir uns bewegen, wenn wir uns mit dem Begriff Freiheit auseinandersetzen. Hier kommt die Moral ins Feld. Und die Moral, wie die Geschichte zeigt, ist jederzeit verhandelbar.

Grundsätzlich kann man sagen: Der Mensch ist und bleibt ein soziales Wesen. Auch wenn er ein Individuum ist, so kann er sich dem sozialen Kontext nicht entziehen. Folglich gibt es eine innere Freiheit (z. B. Gewissens- und Meinungsfreiheit) und eine äußere (z. B. Freiheit der Person, Versammlungsfreiheit). Nichtsdestotrotz müssen wir, so wir volljährig sind, unser Leben selbst verantworten; der Staat macht das nicht für uns. Wenn Gesetze im gegenseitigen Respekt und auf Augenhöhe vereinbart werden, so bildet dies die Grundlage für die Akzeptanz in einer Gesellschaft. Institutionen wie z. B. der BGH kontrollieren und überprüfen diese Vereinbarungen. In diesem Sinne müssen Gesetze dann vom Gesetzgeber natürlich zum Wohl aller einen Schutz vor Missbrauch beinhalten. Was die Sterbehilfe betrifft, kann dies die obligatorische Einrichtung eines Beratungsangebotes sein.

Ich habe bewusst kein Fachbuch geschrieben, sondern erzähle von vier Menschen, die in sehr persönlichen Prozessen ihre existenzielle Entscheidung für oder gegen den Freitod deutlich machen. Hierfür nehmen sie die Hilfe von „Herrn Blau“ in Anspruch.

Herr Blau ist eine Metapher für das gesellschaftlich geregelte Ja zum Suizid. In den diversen Gesetzesentwürfen soll u. a. im Bundestag noch geklärt werden, wie viel professioneller Beratungsbedarf (ähnlich bei Schwangerschaftsabbrüchen) nötig ist, um die „Erlaubnis“, Suizid begehen zu können, zu erhalten. – Der Beratungsbedarf ist hier gleichzusetzen mit der Klausur in der Stille, in die sich die Protagonisten begeben – die unabdingbare Voraussetzung, die Herr Blau von ihnen für ihre Entscheidung verlangt.

Mit diesen vier Beispielen biete ich eine Art „Spiegel“ an, in dem der Leser, die Leserin sich selbst etwaige Fragen stellen oder die im Buch gestellten für sich selbst reflektieren bzw. beantworten können.

Durch meine Begegnungen mit Menschen habe ich selbst sehr konkret erleben dürfen, dass die meisten Antworten auf Fragen und Probleme im Menschen selbst schlummern (ressourcenorientiertes Arbeiten); wir sind nur dazu da, diese Schätze heben zu helfen; deshalb dieses Buch.

Michael Arndt
Juni 2023

HERR BLAU

In jedem Ort gibt es auf dem Friedhof ein Quartier des Bleus. Unser Geschlecht ist älter als jeder Friedhof. Auch wenn einige sagen: „Verschwinden Sie! Sie wissen doch nicht, was es heißt, eine Liebe zu verlieren! Vas te faire cuire un œuf!“, so bin ich, Herr Blau, das große Nein und Ja zugleich. Eben das öffentliche Ärgernis, eine Art sichtbarer „Teufel“, der die Erinnerung ans Paradies wachhält, so dass es ihn wirklich geben muss. – Jeder weiß, wo ich zu finden bin. Manch einer hebt den Hut im Vorübergehen. Eine andere spuckt verächtlich. Und doch bleibt eine gewisse Milde erhalten.

Ja. Ich bin Herr Blau, die Fortsetzung der Kirschblüte, der Gang zum Markt, die gefüllten Netze der Fischer und Hausfrauen. Ich bin die Suppe, die jeder auslöffelt. Der Duft von Anis und vom Flieder. Ich bin das Warten. Auch die Neugierde der Menge. Ihr Blick; eine echauffierte Mischung aus äugender Unsicherheit und heimlicher Bewunderung. Das Vergebliche schlechthin. Ich bin immer mit dabei. Ich bin der Betrachter des Seestücks über dem verschlissenen Sofa von Madame Charlotte. Das Wiegen der Hüften und der damit einhergehenden Gedanken und Begehlichkeiten. Ich bin Ihre Entscheidung.

EINSTIMMUNG

Hier ist die Ewigkeit.

Dort – alles.

Weit oben? –

Nein.

Weiter rechts? –

Gibt es eigentlich einen Osten oder Süden im Universum? –

Egall!

Sagen wir einfach: Dort!

Wir sagen einfach: Dort ist die Sonne.

Dort die Erde.

Unser blauer Planet.

Dort unten steht eine weiße Mauer.

An dieser Mauer lehnt ein kleiner, untersetzter Mann. Er lächelt. Die Stirnglatze glänzt wie die wenigen schwarzen Haarsträhnen, die sich scheinbar gewillt und fast zärtlich der Krümmung der Kopfhaut anschmiegen. Als ob Mauer und Mann eine innere Verwandtschaft pflegen, stehen sie der morgendlichen Sonne zugewandt. Keinerlei Unruhe haftet an ihnen, noch sind sie Objekt irgendeiner Begierde.

Unter dem geschlossenen Augenpaar fügen sich die Lippen des Mannes der Zufriedenheit. Der Tag ist gerade sechs Stunden alt und eine vor Blau strotzende Luft füllt schon den Himmel über dem kleinen Ort. Eine betagte Frau kommt mit einem Weidenkorb, dessen Tragegriffe durch sorgsam, dicht an dicht umwickelte Bindfäden gehalten werden, an ihm vorüber.

„Guten Morgen, Herr Blau.“

Der Mann an der Mauer blinzelt, nickt und hebt die Hand mit dem schwarzen Hut.

„Das wird ein Tag, Madame Charlotte!“

Und schon ist sie vorüber. Der Weg mit den buckeligen Pflastersteinen glänzt wie ein primitiv zusammengesetztes Spielbrett. Andere Frauen mit

ebensolchen Körben oder hüpfenden Kindern an den Händen folgen in die gleiche Richtung dem Weg zur Kirche.

Heute ist Markttag.

Als keine Gestalt mehr des Weges kommt, hebt Herr Blau seine Augen. Sein streunender Blick saugt das Licht des gelungenen Morgens ein.

„Das wird ein Tag, Monsieur!“

Als ob eine Entscheidung notwendig geworden ist, streicht eine Hand, sich der gewohnten Rundung des Schädeldaches vergewissernd, über Haupt und Haar, setzt den Hut auf und geht. Zielsicherer Schrittes begleitet ihn der Schatten auf dem Weg zum Marktplatz. Dort findet das Leben zweimal in der Woche seinen öffentlichen Ausdruck.

Als der Mann das Bistro neben dem kleinen Zeitschriften- und Tabakladen erreicht, setzt er sich an einen Tisch, schlägt die Beine übereinander und betrachtet so, als ob ihn das ganze Treiben hier nichts angehe, das Geschehen.

Ohne Eile kreuzen nahende und sich im Marktgeschehen verlierende Menschen sein Blickfeld. Allmählich füllen sich die Körbe und Taschen so wie das Sonnenlicht die Gassen. Das, was die Welt um den kleinen Ort am Meer hervorbringt, wird auf dem Marktplatz feilgeboten.

Verschiedene Obst- und Gemüsesorten türmen sich neben meerfrischem Fisch, Muscheln und Krebsen. Die geöffneten Mäuler der aufgebahrten Forellen erinnern an einen finalen Gesang, dessen Ende von einer Fermate scheinbar unendlich verlängert wird. Am Stand vis-à-vis hängen ortstypisch gewürzte Lammschinken und Schweinswürste im Koriander- und Thymianmantel im Morgenlicht. Nebenan werfen gehälfete, rohe Schlachtkörper Schatten, unter dem ein Paar äugende Hühner, Enten und stoisch kauende Kaninchen auf Kundschaft harren. Ein herber Geruch entströmt dem Tisch mit den kleinen nach oben konisch zulaufenden Käsezyklindern aus Schafs- und Ziegenmilch. Ihre Haut scheint mit Asche paniert zu sein. Eier, Honig, Gewürze, verschiedene Weine in Flaschen, Mandeln, Obst und Öle, einfache Decken und Kleider, Gegenstände des täglichen Bedarfs für Haus, Hof und Land reihen sich Stand für Stand aneinander.

Kurz nach dem allmählichen Abbau der Stände erhebt sich Herr Blau, bezahlt und geht. Wie jeden Tag im Jahr wendet er sich der Kirche zu, um dort gegen vierzehn Uhr seinen gewohnten Platz unter dem großen Baum einzunehmen. Jeden Tag kommt er dabei am Haus der Familie Valcure vorbei.

„Bon jour, Mesdames et Messieurs Valcure.“

Scheinbar einem stillschweigenden Ritual verschrieben, dringt kein Ton über ihre Lippen. Das Ehepaar Valcure sitzt, so lang das Wetter gut ist, den ganzen Tag auf seiner Bank. Zwei dunkle Augenpaare folgen interessiert den alltäglichen Geschehnissen vor ihnen auf der Straße. Beinahe synchron verfolgen die Blicke der Eheleute einen vorbeifahrenden Wagen oder sie bleiben an zwei Frauen, die ins Gespräch vertieft mit ihren Besorgungen von dannen gehen, hängen. Wie Besucher einer Tennisveranstaltung, die dem unbedingten Reiz unterliegen, fortwährend der Flugbahn einer hellgelben Filzkugel zu folgen, sitzen sie einmütig vor ihrem Haus, das einmal ihrer Tochter gehörte. Jeder im Ort weiß von dem tragischen Tod der jungen Frau. Sie stürzte sich hochschwanger vom Kirchturm. – Wie keilriemenbetriebene Jahrmarktfiguren sitzen beide stumm nebeneinander. Madame Valcure thront in einer feuerwehrroten Strickjacke, unter der sich zwei bauschige, kissengroße Brüste zu verbergen suchen, neben ihrem Mann. Die hagere Männergestalt mit der Sonnenbrille verliert sich neben der ihrem Namen alle Ehre machenden Ehegattin. Ein wagenradgroßer Sonnenhut beschattet ihr breites Gesicht. Immer noch scheint trotz allem von ihrer voluminösen Leibesfülle ein Hauch von Jugend, eine Idee von Begehrlichkeit auszugehen; ein weiblicher Monolith aus Form und Farbe neben einem dünnen Graureihermännchen, das notdürftig die zu groß geratene Sonnenbrille mit einem Bindfaden hinter dem Nacken gesichert hat. Eine alte Militärmütze beschattet die fettigen Haare. Der grobe Stoff der dunklen Arbeitskleidung scheint den Charakter seines Überlebensrezepts in dieser Ehe zu verraten. Einvernehmlich bewegen sich ihre Köpfe.

Im Weitergehen vernimmt Herr Blau das Quietschen von Fensterangeln.

„Herr Blau, es ist schon weit nach Mittag. Kommen Sie doch, bevor die Suppe kalt wird.“

Im Fenster des gegenüberliegenden Hauses bedeutet ihm die alte Frau vom Vormittag zu kommen.

„Gewiss doch, Madame Charlotte, ich komme.“

Aus dem weißen Teller steigt heller Dampf in sein Gesicht.

„Riecht köstlich, Madame Charlotte, einfach köstlich!“

„Ich weiß, die Reste sind das Beste, Herr Blau.“

„Hm ... die Reste ... das Beste“, murmelt er. Und splitternd bricht das Weißbrot, bevor er es als handliches Stück in die safranfarbene Suppe taucht.

„Fisch und Estragon: eine gute Ehe, Madame Charlotte.“

Sie lacht leise und saugt hörbar die Flüssigkeit vom quergestellten Löffel.

Als der Tisch abgeräumt und die Teller unter fließendem Wasser wieder hell geworden sind, weist sie auf ein altes Chaiselongue unter einem mächtigen Seebild, das aschgelb vom langen Warten auf Wind geworden ist.

„Dort können Sie ruhen, Herr Blau. Sie wissen, mein Mann ... Er hatte immer sein Nickerchen gemacht. Ich wecke Sie beizeiten.“

„Sehr freundlich, Madame Charlotte, überaus freundlich. Danke.“

Sanft und bestimmt zugleich ist die Stimme, die ihn auffordert, die Augen zu öffnen und zu erwachen. Die alte Frau vor ihm ist die Gewissheit selbst. Ihre unprätentiöse Art, der selbstverständliche Klang ihrer Stimme, die weder Hof hält noch einen anderen hofiert, sind es, die die Gegenwart dieser Frau für ihn so überaus angenehm sein lässt. Jedes Mal, wenn er in diesen kleinen Ort kommt, eröffnet sich hier auf die natürlichste Weise ein beinahe familiärer Hort. Ein Heim, das den Kindern zeitlebens ein Dach, eine Suppe, ein Bett, ein Wort, eine um alle Dinge wissende Stille bereithält – mag da doch kommen, was da wolle. In seinem Innern, besonders dort im Raum unterhalb der verknöcherten Fontanelle, dort spürt er, dass sie die Einzige im Ort ist, die ihn nicht fragen wird, die weder Rat verlangt noch gibt.

In ihrer Wohnung, die nur aus einer Wohnküche und einer winzigen Schlafkammer besteht – die Notdurft wird im Hof im Häuschen neben dem Federvieh verrichtet – scheint die Zeit schon seit einem halben Leben stillzustehen. Es ist so, als hätte die Zeit hier ein Zuhause, um vom fort-

währenden Ticken einmal auszuruhen. Alle Dinge sind wie vordem, jedes an seinem angestammten Platz, jederzeit auffindbar und nutzbringend zu gebrauchen, jeglicher Frage nach Veränderung hohnlachend, da kein plausibler Grund dafür zu erkennen ist. Alle Gegenstände tragen die gleiche Patina aus Windstille und Annahme.

„Ich weiß, Madame Charlotte, die Zeit.“

„Ja, die Zeit, Herr Blau, die Zeit; das Wasser unterm Kiel, es wird bleiben.“

Verstehend kreuzen sich ihre Blicke.

Ein wissendes Schweigen nimmt zwischen ihnen Platz, sodass man das monotone Lied der tickenden Pendule über der Anrichte neben dem Fenster, das in den Hof hinausschaut, als einzige Unterteilung des angebrochenen Nachmittags vernimmt.

„Ich muss gehen, haben Sie vielmals Dank für Ihre Freundlichkeit. Auf Wiedersehen, Madame Charlotte.“

„Auf Wiedersehen, Herr Blau.“